DIE BLOOMFIELD GERMANIA

John Reins, Herausgeber

Entered at the post office at Bloomfield as second class matter.

Einunabhängiges Wochenblatt

Erscheint jeden Donnerstag.

Abonnements-Preis

$1.50 per Jahr bei Vorausbezahlung.

Mit Acker- u. Gartenbauzeitung $1.75

Nach Europa . . . . . $2.00.

nur bei Vorausbezahlung

ADVERTISING RATES:

Advertisements, per inch.....15 Cts.

Personals, per line..... 5 Cts.

No extra charge for change of copy but copy for all Ads must be in not later than Wednesday noon.

Address all communications

DIE BLOOMFIELD GERMANIA

BLOOMFIELD, NEBRASKA.

Die Katastrophe.

Skizze von Eugen Isolani.

Wir saßen kürzlich auf der Terrasse eines Hotels und plauderten von diesem und jenem.

„Haben Sie die entsetzliche Geschichte heute früh gelesen, die aus London telegraphiert wird?" meinte der eine.

„Jawohl," erwiderte Einer gleichmütig.

„Was ist denn geschehen?" fragte ein anderer.

„Bei Quebec in Canada hat ein Lotse, der einen Dampfer auf dem Lorenzstrom führte, vom Schiff aus zusehen müssen, wie sein Häuschen auf einer Insel, in dem sein Weib und seine sechs Kinder schliefen, ratzekahl niederbrannte. So etwas kann doch nur in einer Filmtragödie vorkommen!"

„Wahrscheinlich war die ganze Chose von einer Film-Fabrik gestellt worden!" höhnte einer.

„Scherzen Sie nicht!" sagte ein Fünfter so ernst, daß unwillkürlich eine Pause entstand und alle ihn anblickten in der Erwartung, er würde seinen kurzen Worten noch eine Erklärung nachschicken.

Endlich sagte wieder der Gleichmütige: „So brutal kann ja das Schicksal nicht sein, so Entsetzliches passieren zu lassen. Das wäre ja zum Wahnsinnigwerden!"

„Ja, meine Herren," sagte nun jener Erste, „es ist zum Wahnsinnigwerden. Ich habe selbst einmal erlebt, wie ein Mann, dem Aehnliches in meiner Anwesenheit geschah, wahnsinnig wurde. Es war das Grauenvollste, was mir in meinem Leben passiert ist!"

Er machte eine kleine Pause. Dann fuhr er fort:

„Ich saß in der Eisenbahn, es war in einem Schnellzug, der nach H. fuhr. Ich weiß nicht, ob Sie die Tour genau kennen. Bevor der Zug sich der Stadt nähert, fährt er eine ganze Weile am rechten Ufer des H-Flusses entlang, muß dann eine Eisenbahnbrücke befahren und läuft dann in die Station ein, die also auf dem linken Ufer des Flusses liegt. Dieses linke Ufer ist vor der Stadt H. noch ganz im Gebirgscharakter gehalten; eine schmale Chaussee führt unten am Felsenabhang dicht am Ufer bis zur Bahnstation hin.

Mein Gegenüber im Kupee, ein Herr von etwa vierzig Jahren, erzählte, er habe es angenehm, er wohne nicht in der Stadt selbst, sondern habe eine Villa bei H., am Bergesabhang. Von der Villa aus könne man die Eisenbahn kommen sehen; jetzt lauern gewiß schon die Kinder, jeder an einem anderen Fenster, um aufzupassen, wer zuerst den Zug sehe, in welchem der Vater kommt. Der Wagen, der ihn holen soll, steht schon angespannt, und wenn die Kinder das Nahen des Zuges verkündeten, dann setzen sich alle in den Wagen, um mit nach dem Bahnhof zu fahren. Da der Weg von der Villa zum Bahnhof näher ist, als der, den der Zug zurückzulegen hat, weil dieser noch über die Brücke muß, kommt der Wagen dann doch noch eher an.

Während mir all' das der Mann da erzählte, waren auch die anderen Zuginsassen, noch drei Herren, auf ihn aufmerksam geworden, und mehr oder weniger nahmen sie alle schließlich an seinen Worten Interesse.

Jedenfalls aber wurde jeder aufmerksam, als mein Gegenüber plötzlich zu mir sagte, das sei seine Villa. Er zeigte dabei in die Ferne, wo wohl der Eingeweihte irgend einen Hausgiebel entdecken konnte, mir war es nicht möglich.

Er aber blieb von nun an mit gespanntester Aufmerksamkeit am Fenster stehen und sah intensiv in die Ferne.

Plötzlich rief er: „Ich sehe den Wagen!"

Nicht nur ich, auch die anderen Herren guckten nach der Richtung, in der er ausblickte und der eine oder andere sah wohl auch den Wagen. Schließlich aber holte der Eisenbahnzug den Wagen ein, wir waren nur noch durch den Eisenbahndamm und den Fluß vom Wagen getrennt. Wir konnten ihn alle genau erkennen und auch sehen, wie Frau und Kinder mit Tüchern und Händewinken die Grüße des Vaters erwiderten.

Plötzlich gab es einen Pfiff; ob von unserem Zuge, ob vom nahen Bahnhof oder vielleicht von einem Dampfschiff auf dem Fluß her, war nicht zu erkennen, ich kam auch gar nicht zur Besinnung, darüber nachzudenken, denn im folgenden Moment schon packte mich mein Gegenüber am Arm an und rief: „Der Pfiff! Das Pferd bäumt sich!" Und unwillkürlich sahen wir alle vier anderen hinüber, wo wir den Kutscher des Wagens im Kampfe mit den scheugewordenen Pferden sahen. Die rasten, — dicht am steil abfallenden Ufer dahin, während der Kutscher sichtlich sich Mühe gab, sie auf die Seite zu reißen und sie zum Stillhalten zu bringen.

Keiner wagte einen Laut auszustoßen, wir hielten gespannt den Athem an und sahen, wie die Insassen des Wagens, — die Frau saß mit drei Kindern in diesem, während ein Knabe neben dem Kutscher auf dem Bock sich befand, — voller Entsetzen sich festhielten und dabei wiederholt erhoben, als ob sie unentschieden wären, ob sie abspringen oder im Wagen bleiben sollten.

In dem Augenblick, — alles geschah weit schneller, als ich es hier zu erzählen vermag, — bäumten sich die Thiere unter dem Druck des vom Kutscher gehaltenen Zügels von neuem in die Höhe und setzten im nächsten Moment an, um direkt die Böschung, in den Fluß hinabzusausen. Doch wurden wir vor diesem entsetzensvollen Anblick bewahrt durch einen Eisenbahnzug, der von H. kommend, jetzt an unserem Zuge vorbeisauste und uns jede Aussicht nahm.

Der unglückliche Mann in unserer Mitte rief nach der Notleine.

„Was wollen Sie tun, Unglücklicher!" rief ihm einer zu. „Von hier aus können Sie ja nicht heran an die Unglücksstätte. Wir sind ja in einer Minute auf der Station und jenseits des Flusses!"

Aber der so sprach, konnte kaum ausreden, wir alle vier Mann mußten zugreifen, um den unglücklichen Mann, der wie ein Tobsüchtiger sich zu gebärden begann, aus dem Kupee des dahinsausenden Zuges herausspringen wollte und mit wilden Gebärden um sich schlug, festzuhalten.

Und während ich das tat, wandte ich meinen Kopf, um aus dem Fenster zu sehen. Der Zug, der an uns vorbeifuhr, schien kein Ende zu nehmen. Man weiß, wie gespensterhaft fluchtartig sonst den in den Zügen sitzenden Passagieren die Erscheinung eines vorbeisausenden Zuges vorkommt, diesmal schien es mir eine Ewigkeit zu dauern. Und als endlich der Ausblick wieder frei war, sah ich nichts von dem Wagen mit seinen Insassen, nichts auf der Chaussee, nichts in den Fluten des Stromes, den wir schon in dem nächsten Augenblick zu durchqueren begannen, der Wagen schien mit Pferden, mit Mann und Maus auf dem Grunde des Wassers zu sein.

Der Unglückliche in unserer Mitte sah nichts; er schrie und tobte, und wir mußten uns mit der ganzen Kraft anstrengen, um ihn die wenigen Minuten, die wir noch von der Station entfernt waren, festzuhalten.

Dann hielt der Zug. Einer von uns, — möglich, daß ich es selbst war, — rief hinaus: „Hilfe, ein Wahnsinniger!" Was tut man nicht in solcher Aufregung. Wir waren ja selbst halb wahnsinnig, die Kraft hatte uns verlassen, und kaum war der Zug zum Stillstand gelangt, da entsprang uns der Kranke.

Er eilte auf den Perron, vor ihm stoben Passagiere und die sie erwartenden Angehörigen auseinander. In wilder Flucht stürzte er davon, — seine Kinder, die ihm frisch und gesund entgegensprangen, schleuderte er zur Seite. Er erkannte sie nicht mehr, bestürzt eilten sie zur Mutter, die langsam vom Wagen aus nachkam. Sie riefen um Hilfe, man setzte dem in rasender Flucht Davoneilenden nach, man konnte ihn nicht mehr einholen; mehrere Personen, die sich ihm entgegengestellt hatten, schüttelte er mit übermenschlicher Kraft von sich ab, um, sobald er den Fluß erreichen konnte, in die Fluten zu springen, in denen er seine Lieben ertrunken glaubte. Man hat ihn nicht lebend mehr herausgeholt.

Seine Familie konnte das Entsetzliche überhaupt nicht begreifen. Die Schreckensszene, die den geliebten Gatten und Vater in den Wahnsinn und in den Tod gestürzt hatte, hatte sich in Wirklichkeit viel harmloser abgespielt, als es uns im fahrenden Schnellzuge und aus der Entfernung erschien. Von dort aus hatten wir auch in der Aufregung und Eile die Felsenkulisse nicht wahrnehmen können, die zuletzt den Wagen meinen Blicken verbarg.

Wir waren nach dieser Erzählung alle recht still geworden, bis der Gleichmütige die Ruhe unterbrach: „Na ja! Jedenfalls hatte ich doch recht; so brutal kann das Schicksal nicht sein, daß es einem Menschen vor seinen Augen die ganze Familie entreißt. Nur der Wahnsinn kann solche Ausgeburten der Phantasie ersinnen. Und das war auch in Ihrem Fall dort in der Eisenbahn so!"

Niemand hatte recht Lust, über das Thema zu streiten. Aus dem Innern des Lokals ertönte ein neuer Walzer. Der brachte uns auf andere Gedanken.

Durchs Fenster.

Skizze von Else Krafft-Stramm.

Fertig angezogen ging sie nocheinmal ins Kinderzimmer, wo sie den hellen Seidenrock hochnahm, um ungefährdet über die Wasserrinnen auf dem Linoleumteppich und die dazwischen malerisch umhergestreuten Stiefelchen und Spielsachen zu den kleinen Betten zu kommen. Und sie schalt fortwährend dabei.

„Wie das wieder aussieht... muß denn immer alles schwimmen beim Waschen? Und könnt Ihr Eure Sachen nicht vorher aufräumen, ehe Ihr ins Bett geht? Pfui, gar nicht gute Nacht sagen dürfte man Euch zur Strafe, Ihr großen Kinder!"

Und beide Kinder sagten strahlend und unbekümmert um Muttis ärgerliches Gesicht: „Au... bist Du aber fein, Muttichen!"

Frau Annis Schelten brach mitten durch. Mit einer beinahe koketten Handbewegung strich sie sich eins der modernen Stirnlöckchen noch kleidsamer über die Augen und vergaß das Chaos unter ihren Füßen.

„Ja... gefällt Euch Eure Mutti? Oder sieht das Rotseidene hübscher aus, Puppe?"

Puppe schüttelte den Kopf und nickte gleich hinterher. „Och, alles is furchtbar schön, Mutti, was Du anhast, nich, Hansi?"

Hansi stand jetzt wieder aufrecht in seinem Bett und versuchte durch beängstigend halsbrecherische Turnübungen näher an Mama zu kommen.

„Hat Papa schon das Grüne gesehen? Dann küßt er Dich tot, Mutti. Au, aber es blitzt vorne, gucke mal."...

Frau Anni guckte und lachte, ohne den sehnsüchtig geöffneten Kinderarmen näherzukommen.

„Das ist ein geschlitzter Rock, Hansi. Das muß so sein, sieht doch fesch aus. Ja, aber anfassen dürft Ihr mich jetzt nicht mehr, das wißt Ihr doch! Und Papa... ich dachte, er wäre hier."...

„War er auch," sagte Puppe. „Und wir haben auf ihm geritten, auf seinem ganzen guten Rock, siehste."...

Aber die junge Frau hörte den Vorwurf gar nicht, sie winkte noch einmal und stieg wieder vorsichtig zurück über die malerische Diele des Kinderzimmers.

„Franz!" rief sie ungeduldig.

Im Korridor stand das Mädchen wartend und hielt Abendmantel und Theaterhaube bereit.

„Ich glaube, der Herr Doktor ist noch einmal in sein Zimmer gegangen, gnädige Frau."

Richtig... da war er auch. Im Stehen schrieb er irgend etwas in sein Manuskript, das auf der Schreibtischplatte lag. Jetzt, bei dem hastigen Oeffnen der Tür drehte er sich um, blickte mit ganz fremden Augen auf die lichte Frauengestalt und sagte: „Ich komme ja schon, Anna."

Sie blieb noch ein Weilchen in der Tür stehen, durch die grell das Licht vom Korridor fiel.

„Ich denke, Anna holt inzwischen ein Auto, bis Du fertig bist," sagte sie gereizt.

„Nein... wir fahren mit der Stadtbahn, dann haben wir vom Savignyplatz höchstens noch zehn Minuten bis zu Höpfners," sagte er ruhig.

Und schon war er im Korridor, hatte dem Mädchen den Mantel aus der Hand genommen und legte ihn sehr sorgsam um die bloßen Frauenschultern.

„Ist ja sehr hübsch geworden, das Neue," sagte er, indem er rasch über die müden Augen hinstrich, die eben noch so ganz andere Dinge gesehen, als seidene Frauenkleider...

Sie preßte bei diesem kurzen Lob die Lippen aufeinander und blieb in Gegenwart des Mädchens stumm. Erst auf der Treppe, als er ihr hastig voranschritt, begann sie wieder.

„Bis zur Stadtbahn sind es auch noch mindestens acht Minuten, so weit kann ich gar nicht mit den hellen Schuhen gehen. Sei doch mal nett, Franz... so ein Auto kostet doch nicht alle Welt, neulich mal bis Friedenau hast Du blos fünf Mark bezahlt!"...

„Mit der Stadtbahn kommen wir ebenso gut hin, und es kostet blos dreißig Pfennige. Damals regnete es sehr stark. Komm, sei vernünftig, Schatz, und erschwere mir das Unter-die-Menschen-gehen nicht noch mehr... Willst Du meinen Arm nehmen?"

„Nein."

Sie ging absichtlich weit von ihm fort unten auf der Straße. Starr geradeaus blickte sie in die flimmernden Lichter der Großstadt, auf die vorüberjagenden Autos, in denen geschmückte Frauen saßen, die es besser hatten als sie. Und von den Lichtern und den Autos auf die hellgrünen Schuhe, die sie sich selbst von heimlich ersparten Wirtschaftsgeldern gekauft, weil Franz gesagt hatte, es wäre nicht nötig, daß sie zu jedem Kleide ein paar passende Schuhe hätte. Was verstand ein Mann davon.

Oh, andere Männer verstanden es vielleicht, was eine junge, schöne Frau zum Leben brauchte, aber Franz, der Pedant, der Gelehrte, der Sparsame...

„Mein Mantel ist auch ganz veraltet mit den breiten Aufschlägen," sagte sie plötzlich beinahe weinend. „Für's Auto ginge er ja noch, aber wenn man immer laufen soll oder die schofliche Bahn benutzen, da geniert man sich ja, so ein Ding von Anno dazumal anzuhaben. Die neuen Abendmäntel haben überhaupt keine Aermel mehr, die sind wie weiche, wallende Seidentücher um den Körper gelegt. Frau Rechtsanwalt Höpfner hat sogar zwei davon, einen hellen und einen dunklen."...

Jetzt saßen sie in dem Kupe zweiter Klasse ganz allein.

„Und das kriegt Frau Rechtsanwalt alles, ohne erst groß darum zu bitten," setzte Frau Anni ihr Gespräch immer trotziger und verärgerter fort, als ihr Mann gar nicht Miene machte, auf dieses Thema einzugehen.

„Vielleicht verdient der Mann auch das Geld leichter als ich," sagte Franz jetzt, indem er sich wie fröstelnd den zuerst geöffneten Mantel wieder zuknöpfte und mit halb geschlossenen Augen in das Gesicht seiner Frau blickte. „Quäle mich doch nicht so, Anni, ich tue doch schon, was in meiner Kraft steht. Wenn Du mir nichts anderes zu erzählen weißt, dann sei schon lieber still, wenn ich nicht ganz und gar kaput gehen soll bei Deiner ewigen Nörgelei."...

Und er lehnte sich tief in seine Ecke zurück und machte die Augen zu...

„So ein Barbar... so ein Ekel," durchfuhr es die junge Frau. „Gar nicht mehr an gucke ich ihn heute Abend, kein Wort hört er mehr von mir... er soll seinen Willen haben."

Ihr Kopf drehte sich dem Fenster zu, an dem allerlei Großstadtbilder in ihrer abendlichen Beleuchtung vorüberflogen.

Geschäftsstuben und Kontore, überall arbeitende Menschen beiderlei Geschlechts, dann wieder eine grell erleuchtete Dachspitze, eine Hausfassade mit tanzenden, sich drehenden Reklameglühbirnen . . . bunte Bilder genug zum Schauen . . .

Frau Anni blickte mechanisch über diese an ihr vorüberfliegenden Bilder und sah nichts als ihre eigene Unzufriedenheit. Bis da mit einem Male, der Zug fuhr merkwürdig langsam nach der letzten Station, kleine Gebäude auftauchten, größere, ein ganzer Komplex von Häusern, hinter deren Fenstern man ganz deutlich schmale, eiserne Bettstellen sah, in denen Menschen lagen, deren Gesichter man zwar nicht erkennen konnte, aber die alle mit der gleichen, stumpfen Ruhe die Köpfe hielten. Gerade so, als gäbe es gar kein flammendes, leuchtendes Großstadtleben da draußen.

Hinter dem letzten Gebäude, dicht am Zaun, hielt ein Leichenwagen... Frau Anni sah ganz deutlich, ja . . . es war ein großer, schwarzer Wagen mit goldgelben Knöpfen über dem Dach und einem blinkenden Kreuz. In den Wagen wurde ein Sarg gehoben, der aus einem der vielen Gebäude kam, und hinter diesem Sarge ging eine Frau, deren Schleier im Winde hochwehte, und die an jeder Hand rechts und links ein Kind hielt...

Neben dem Leichenwagen stand eine Kutsche, da hinein stiegen die paar schwarzen Menschen, und... jetzt saß Frau Anni nichts mehr. Der Zug fuhr schneller, andere Bilder tauchten am Bahndamm auf, Licht und Schatten, Schatten und Licht...

Der starre, blonde Frauenkopf drehte sich langsam um. Fort von dem Fenster, in jäher, unverstandener Angst, in dumpfem Grauen...

In dem Wagenabteil war es warm und still, beängstigend still gegen das Raunen der Großstadt draußen. Drüben in der Ecke des Polsters aber saß Franz, hatte den Kopf nach hintenüber geneigt und die Augen fest geschlossen. Sein Gesicht war blaß, beinahe grau, an den Schläfen ein paar Runen, um den Mund seltsame Falten, und auf der Stirn, über der sich merkwürdig weiße Fäden in das dunkle Haar hineinzogen, eine dicke, durchsichtige blaue Ader...

„Franz!" schrie Frau Anni in jähem Entsetzen, indem sie aufsprang und den Arm des stillen Mannes rüttelte.

Er erwachte sofort. Einen Augenblick sah er verwirrt in das über ihn geneigte Gesicht, dann lächelte er, als wolle er um Entschuldigung bitten.

„Habe ich geschlafen?... Na, aber so was, Schatz. Da siehst Du, was Du für einen alten Mann mit der Zeit bekommst."

Sie schüttelte den Kopf. Ganz dicht an ihn heran drängte sie, beide Hände um sein Haupt gelegt, das in Arbeit für sie und die Kinder vor der Zeit grau geworden war.

„Ich... Du... ach... ich glaube, ich bin schrecklich schlecht und egoistisch, Franz," sagte sie haltlos.

Er begriff ihr Verhalten nicht.

„Deshalb brauchst Du doch nicht so zu schreien, das hat man sicher im ganzen Wagen gehört. Was war denn blos?"

Aber sie wußte darauf keine Antwort. Nur ihre Hände hielten ihn, als müsse sie immer wieder fühlen, daß er da war, daß er ihr noch gehörte...

Er ließ sich dieses Streicheln schließlich sehr beglückt gefallen. Und er fühlte sich durch den kurzen Schlaf... oder war es irgend ein anderer Grund... so stark und froh, daß er sein Weib zu sich zog und küßte, obwohl der Zug gerade in die nächste, hellerleuchtete Station einfuhr.

Frau Anni aber fühlte wieder, ohne daran zu denken, daß so etwas in großstädtischer Beleuchtung eigentlich sehr unpassend war.

Vom Inlande.

Auf $5000 Schadenersatz hat in St. Paul, Minn., A. E. Petry die Chicago Great Western-Bahn und die Pullmann Co. verklagt. Er führt an, er sei im Oktober v. J. auf dem Union-Bahnhof eingetroffen, als der von ihm zu benutzende Zug bereits im Ausfahren begriffen gewesen. Trotzdem hatte ihn ein Pullmann-Porter aufs Trittbrett gezerrt, wobei er seinen Halt verloren und 200 Fuß weit geschleift worden sei. Die dadurch erlittenen Verletzungen würden eine mehr oder weniger dauernde Invalidierung im Gefolge haben.

Auf welche Weise Adam Amilianczik, ein 22 Jahre alter polnischer Arbeiter, um seine Ersparnisse in der Höhe von $400 gebracht worden war, wurde im New Yorker Polizeigericht bekannt, wo auf seine Veranlassung hin der 23 Jahre alte Michael Bierczofski für ein weiteres Verhör festgehalten wurde. Der Pole behauptete, sein Landsmann habe ihm von einer Maschine erzählt, mit welcher sich Dollarnoten verdoppeln ließen. Er war auch auf den Leim gegangen und hatte seine Ersparnisse in die Maschine getan, weil ihm bedeutet wurde, daß er die doppelte Summe erhalten würde. Später hatte er die Erfahrung und der andere sein Geld.

Ein Negerprediger von Baltimore, P. J. Jordan mit Namen, überbrachte kürzlich der Washingtoner Polizei $850, welche ihm seiner Angabe zufolge von dem Neger William Frye übergeben wurden und welche einen Teil einer $1000-Note bilden, deren Verlust G. W. Staton, ein Grundeigentums-Makler, am 18. Januar meldete. Als Stanton vor etlichen Tagen seinen Verlust der Polizei anzeigte, hatten Geheimpolizisten bereits vernommen gehabt, daß bei dem Neger Frye, der als Nachtwächter im „Occidental-Hotel" beschäftigt war, eine große Banknote gesehen worden war. Wie Jordan angab, kam Frye nach Baltimore und ersuchte ihn, eine $1000-Note für ihn in der Bank zu deponieren, da er sich fürchte, in einen schlechten Verdacht zu geraten, wenn er die Note selbst deponieren würde. Nachdem die Note deponiert war, zog Frye $150 von der Bank. Detektivs fanden in der Wohnung Fryes in Arlington, Va., eine wertvolle Broche, die der Neger am Inaugurationstag in Washington gefunden zu haben behauptet.

Die Stadt Newark hat Gelegenheit erhalten, auszufinden, ob unter der Bevölkerung ein „perfectes" Baby existiert. Der Contemporary Club hat nämlich einen Babies-Konteſt veranstaltet, welcher im Gebäude der Young Womens Christian Association gehalten wird. Jedermann, der ein Baby im Alter von sechs Monaten bis drei Jahren besitzt, kann dieses ohne Kosten von Doktoren und Wärterinnen examinieren lassen, um dessen körperlichen u. geistigen Fähigkeiten festzustellen. An den Konteſttagen ist ein Arzt außerhalb des Examinationszimmers stationiert, um festzustellen, ob die Kinder auch frei von ansteckenden Krankheiten sind. In solchem Fall wird es natürlich nicht zugelassen. Dieser Konteſt ist aus dem einfachen Grunde arrangiert, um den Gesundheitszustand unter den Kindern zu heben. Die Aerzte, welche die physische und geistige Beschaffenheit der Kinder bewerten sollen, sind Spezialisten in Kinderkrankheiten. Die Preise, welche ausgesetzt sind, sollen nicht allein für Schönheit vergeben werden, sondern besonders für kräftige Entwickelung.

Durch das Auffinden der Frau J. F. Mills von Peola, Wash., in Monte Puna, Ariz., ist soeben ein seltsamer Fall von Gedächtnisschwund ans Tageslicht gekommen. Frau Mills verließ ihren Gatten und ihr 6 Jahre altes Söhnchen im Juni, um in Portland, Ore., ansässige Freunde zu besuchen, und verschwand dann plötzlich, gerade als ob der Erdboden sie verschlungen hätte. Mills stellte überall Nachforschungen an. Hin und wieder hörte er von seiner Frau. Einmal hieß es, man habe sie in Walla Walla, Wash., gesehen; dann wieder wurde eine Frau, deren Beschreibung genau auf seine Gattin paßte, zu Umatilla von einem Bahnzuge gewiesen, und schließlich vernahm er, daß eine Frau Mills in Alaska von einem gestrandeten Dampfer gerettet wurde. Als Mills dies las, glaubte er bestimmt, daß seine Frau ihn verlassen hatte und klagte auf Scheidung. Da er aber vorher Zirkulare mit einem Bilde seiner Frau nach allen Richtungen der Windrose hingesandt hatte, erhielt er dieser Tage einen Brief aus Monte Puna, Ariz. Eine dort ansässige Frau teilte ihm mit, daß Frau Mills bei ihr sei. Mills überzeugte sich bald davon, daß es sich wirklich um seine verschwundene Gattin handelte, sandte sofort Reisegeld ab und traf Frau Mills in Walla Walla. Dort brachte er sie in einer Heilanstalt unter, da Frau Mills zeitweise Spuren von Geistesgestörtheit zeigte. Was seit ihrer Abreise von Peola geschah, weiß sie nicht. In Portland war sie nicht und kann sich überhaupt an absolut nichts erinnern.

Kanalverwaltung

Unterhalt wird jährlich $29,250,00 kosten.

Maßgebendes Urteil.

Administration wünscht, daß ihr angesichts der Mexiko-Krise das Recht erteilt werde, die Panamakanal-Bonds, die noch nicht ausgegeben worden sind, zu verkaufen. Meinungen darüber geteilt, ob der aus dem Verkauf dieser Bonds erzielte Erlös auch für andere als Kanalzwecke verbraucht werden kann. — Professor Emory Johnson gibt in Verbindung mit dieser Streitfrage eine neue Uebersicht über die durch den Betrieb des Panamakanals verursachten Kosten. — Nicht viel zu verdienen.

Washington, 9. Mai. Der Präsident hat in den letzten Tagen mehrere längere Konferenzen mit den Vorsitzenden der Bewilligungskomitees beider Zweige des Kongresses gehabt inbezug auf die nötigen Mittel zur Aufrechterhaltung des status quo in Vera Cruz und wohl auch an der mexikanisch-texanischen Grenze. Der Abgeordnete John T. Fitzgerald von New York, der Oberfinanzrat des Abgeordnetenhauses, ist der festen Ueberzeugung, daß die regulären Etats der Armee und Flotte genügende Mittel in die Hand geben, um für alle Eventualitäten in Bereitschaft zu bleiben, und irgend welche Extra-Ausgaben könnten im nächsten Dezember in der Schlußsitzung des 63. Kongresses durch Nachbewilligungen gedeckt werden. Selbst wenn es zu größeren Feindseligkeiten kommen sollte, als bis jetzt im Kuddelmuttel stattgefunden haben, sollen genügende Geldmittel vorhanden sein. Das ist wenigstens die Ansicht der Herren vom Kongreß.

Die Administration scheint jedoch zu wünschen, für den Notfall etwas sicherer gestellt zu sein. Sie befürwortet die Annahme eines gemeinschaftlichen Beschlusses wodurch sie autorisiert werden würde, die 200 und etlichen Millionen Panamakanalbonds, welche nicht ausgegeben wurden, zu verkaufen. Darüber gehen die Meinungen im Kongreß sehr weit auseinander. Es gibt Herren, welche der Ansicht sind, daß der Erlös aus dem Verkaufe dieser Bonds nur für Zwecke des Kanals gebraucht werden kann. Dagegen sind andere Herren, welche auch den Anspruch machen können, gute Juristen zu sein, der Ansicht, daß die Regierung im Notfalle den Erlös aus dem Verkaufe von einmal autorisierten Bonds für irgend welche legitime Zwecke gebrauchen kann. Wenn der finanzielle Erfolg des Panamakanals gesichert wäre, so würde man im Kapitol über die Verwendbarkeit der Kanalbonds wohl einer Meinung sein. Es würde sehr wenig Unterschied machen, ob diese Bonds im Schatzamte liegen blieben oder auf den Geldmarkt geworfen würden. Aber das ist eine große Frage und die Aussagen anerkannter Sachverständigen vor dem Kanalausschuß des Senats hat viele Leute sehr stutzig und nachdenklich gemacht.

Einer von diesen Sachverständigen, Professor Emory Johnson, glaubt, daß der Unterhalt des Kanals dem Lande jährlich $29,250,000 kosten wird und nach den ihm von Oberst Goethals, dem Erbauer des Kanals, gelieferten Zahlen, stellt er die folgende detaillierte Berechnung auf: Operationskosten des Kanals $3,500,000; Sanierung und Regierung der Kanalzone $500,000; Gratifikation an die Republik Panama, wie durch Vertrag mit derselben festgesetzt $250,000; Zinsen zu drei Prozent auf das angelegte Kapital $11,250,000; Ein Prozent des Kapitals für den Tilgungsfond $3,750,000; Ausgaben der Kriegs- und Marinedepartements für Unterhalt der Festungen, Garnisonen, Stationsschiffe etc. $10,000,000. Zusammen obige Summe von $29,250,000.

Nun berechnet Prof. Johnson, daß in den ersten Jahren des Betriebs sehr wahrscheinlich auf lange Zeit hin Schiffe mit zusammen nur 10,500,000 Tonnengehalt den Kanal gebrauchen werden und von diesen werden 1,000,000 Tonnen auf die amerikanischen Küstenfahrer fallen. Wenn es nun die Absicht der Ver. Staaten sein sollte, aus dem Kanal einen Profit zu machen, so müßten sie eine Gebühr von nicht ganz $3 per Tonne erheben. Der Kongreß hat aber bereits vor zwei Jahren die Kanalgebühren auf $1.20 per Tonne festgesetzt. Wenn es bei der Gebührenfreiheit der amerikanischen Küstenfahrer bleiben sollte (und wie die Aussichten jetzt im Senat sind, wird sie in dieser Sitzung des Kongresses nicht widerrufen werden können) so würde die Verwaltung des Kanals nur $11,400,000 jährlich einnehmen und würde mit einem Verluste von $17,850,000 jedes Jahr abschließen. Wenn also die Gebührenfreiheit tatsächlich eine Schiffssubsidie ist, wie